

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 97 (2003)
Heft: 10

Artikel: Schnell zerstört - langsam geheilt! : Über ein interreligiöses Seminar in Bosnien-Herzegowina
Autor: Traitler, Reinhild
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-144423>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schnell zerstört – langsam geheilt!

Über ein interreligiöses Seminar in Bosnien-Herzegowina

In Bosnien-Herzegowina haben sich im April dieses Jahres Muslimas und Christinnen aus fünf Ländern mit dem Konfliktpotential von Religion und religiöser Identität auseinandergesetzt. Den Rahmen dazu bot das Europäische Projekt für Interreligiöses Lernen (EPIL), das im Juli 2002 auf Boldern (Männedorf) gegründet wurde. Reinhild Traitler berichtet über die Möglichkeiten und Grenzen dieser Friedensarbeit angesichts traumatischer Erinnerungen. Sie schreibt damit den Bericht ihrer ersten Frauensolidaritätsreise nach Sarajewo und Mostar fort, der vor drei Jahren in den Neuen Wegen erschienen ist (7-8/2000). Da zeitgleich mit der zweiten Reise auch noch der Irakkrieg verarbeitet werden musste, erklären die EPIL-Frauen: «In Bosnien-Herzegowina haben wir gelernt, wie schnell ein Krieg zerstört und wie lange es dauert, bis das Zerstörte wieder aufgebaut ist und die Wunden der Menschen geheilt sind.»

Red.

Alles sieht nach Krieg aus

Der Irakkrieg ist gerade zehn Tage alt, als ich in Sarajewo aus dem Flugzeug steige. Die Airportbaracke, in der ich hier vor drei Jahren angekommen bin, gibt es nicht mehr. Mit Unterstützung der EU ist ein moderner Flughafen entstanden, überall stehen Grüppchen von *Soldatinnen und Soldaten* umher. (Ja, es fällt auf, dass die Gleichstellung auch für diesen Beruf gemeint war!) Griechen, Holländerinnen, Spanier, Deutsche, die Fahnen sind auf die Ärmel der Uniformen genäht, und man steht fein säuberlich getrennt, es ist eben Europa.

Auf dem Rollfeld stehen dickbäuchige *Militärtransporter* in Tarnfarbe, die die Angehörigen der KFOR von Sarajewo nach Pristina weiterfliegen sollen. Es sieht aus wie bei der allgemeinen Mobilmachung. Oder kommt mir das bloss so vor, weil augenblicklich alles nach Krieg aussieht? Die nächsten zehn Tage wird mich dieses Gefühl nicht verlassen – dafür sorgen schon die Nachrichten, die Tag und Nacht aus dem Fernseher rinnen.

Auf der Fahrt in die Stadt versuche ich, die Eindrücke meines ersten Besuchs hervorzuholen. Das zerbombte Gebäude der Tageszeitung «*Oslobodjenje*» sieht noch aus wie damals. Es soll als Ruine stehenbleiben, zur Erinnerung daran, dass im Bosnienkrieg auch die *freie Presse zerschlagen* worden ist. Aber es demonstriert nicht, wie die Berliner Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche eine Art Ästhetik, sondern einfach brutale Destruktion, so ist der Krieg, er zernichtet die Mühe und Arbeit, die es gebraucht hat, um etwas entstehen zu lassen.

Viele Häuser entlang der ehemaligen Front, die durch die Stadt verlief, sind immer noch nicht instand gesetzt. An den sensiblen Punkten der Stadt patrouilliert immer noch die SFOR. Und immer noch leuchten die weissen Steinmale von den vielen *frischangelegten Friedhöfen* auf den Hügeln rings um Sarajewo im klaren Licht des Hochtals.

Hier in Sarajewo, in Mostar und in Zenica soll das *dritte Modul des Europäischen Projekts für Interreligiöses Lernen (EPIL)* stattfinden. Achtundzwanzig Frauen, zehn Muslimas und achtzehn Christinnen aus fünf Ländern (der Schweiz, Deutschland, Spanien, Bosnien-Herzegowina und dem Libanon) arbeiten in diesem Projekt zwei Jahre zusammen und werden sich hier in Bosnien-Herzegowina eine Woche mit dem Konfliktpotential von Religion und religiöser Identität auseinandersetzen. Nach dem Start dieses Kooperationsprojekts im Juli 2002 auf Boldern, und nach einem Modul zum Problem des historischen Schweigens über den Islam in Europa, das in Barcelona stattgefunden hat, gehen wir auch diesmal an einen Ort, an dem das Thema das Leben der Menschen und des Landes geprägt hat.

Gleich zu Beginn eine erste Enttäuschung: Die *Studentinnengruppe aus Beirut* kann nicht anreisen, weil der Luftraum im Nahen Osten wegen der Kriegsgeschehnisse für den Zivilverkehr weitgehend gesperrt ist. Die Airline weigert sich, eine Garantie für den Rücktransport der Gruppe zu übernehmen. Wir müssen schweren Herzens alle Reservationen annullieren. Gerade die Erfahrungen der Libanesinnen wären für den Dialog in Bosnien so wichtig gewesen!

«Die Opfer von Srebrenica» oder Die Grenzen des Dialogs

Ein Besuch bei der bosnischen Zweigstelle der Gesellschaft für bedrohte Völker führt uns mittenhinein ins Thema. Was ist nötig an *Erinnerungsarbeit*, damit das Zusammenleben verschiedener Religionen und Ethnien gelingen kann? Die Leiterin, *Fadila Memisevic*, berichtet, wie ihr Team die Namen der Opfer der grossen Massaker ermittelt hat, und zeigt uns ein Buch, das aus einer Liste von rund 8000 Namen besteht. «Die Opfer von Srebrenica». Beim

Durchblättern tut mir das Herz weh. Oft sehe ich sechs, sieben, acht Einträge untereinander mit dem gleichen Familiennamen, Kinder, junge Burschen, Familienväter, Greise, ganze Generationenfolgen, fast nur Männer. Eine Liste, die «presente» schreit, und das Erinnern einfordert, dass hier unaussprechliches Unrecht geschehen ist. «Vor einer Woche haben wir mehr als 600 Opfer begraben» sagt Fadila, «man hat sie aus den Massengräbern exhumiert und ihnen ein würdiges Begräbnis gegeben. Mehr als 10 000 Menschen sind gekommen, um ihnen die letzte Ehre zu erweisen».

Die Liste mit den 8000 Namen geht mir nicht aus dem Kopf. Sie benennt den Schmerz und das Grauen. Das finde ich bemerkenswert, angesichts der Tatsache, dass ich hier ständig das Gefühl habe, dass die Dinge nicht benannt werden, dass es unter oder neben den *Texten*, den Worten, Informationen, Reflexionen, die wir austauschen, eine Art *Subtext* gibt, das Ungesagte, die Gefühle, Ressentiments, die Erinnerung an persönlich oder kollektiv erfahrenes Unrecht, ich weiss es nicht. Mitten in einer Diskussion sagte eine der bosnischen Studentinnen: «Gewisse Dinge müssen gesagt werden», aber sie sagt nicht, welche. Ich glaube, wir erfahren hier die Grenzen des Dialogs. Mit einem Herzen voller Schmerz, Zorn und Ressentiments bleibt man auf sich selbst konzentriert, kann man genau das nicht tun, was im Dialog unabdingbar wäre: den anderen zuzuhören und den Versuch zu unternehmen, sich in die Schuhe der anderen zu stellen.

Die *Opfer* müssen sozusagen «egoistisch» sein und «ich» sagen, immer wieder «ich», damit das ihnen angetane Unrecht nicht im Strom des Vergessens untergeht und zur Normalität verkommt. Angesichts der traumatischen Erinnerungen der Opfer tritt alles andere in den Hintergrund, auch die beunruhigende Frage, wie denn das alles mög-

lich gewesen ist. Was stimmt nicht an der ständig, fast mythisch beschworenen früheren Harmonie zwischen Ethnien und Religionen? Es ist richtig, hier stehen Moscheen, Synagogen und Kirchen gleich nebeneinander, und am frühen Abend mischen sich die Kirchenglocken mit den wetteifernden Rufen der Muezzins, die über Lautsprecher kommen. Und trotzdem sind diese *guten Nachbarschaften zu Hass* verkommen. Wie konnte der Zustand des friedlichen Zusammenlebens in mörderische Feindschaft umschlagen? Wie hat sich Religion für die Legitimierung brutaler Akte der Ausrottung der «anderen» gewinnen lassen?



Eine deutsche und eine spanische Studentin bestaunen eine katalanische Torah, die spanische Juden bei der Vertreibung mit nach Sarajevo gebracht haben. (Weitere Bilder unter www.epil.ch, Modul «Bosnia and Herzegowina, Sarajevo: Photos».)

In einem Buch «*Judasfrauen*» hat die deutsche Schriftstellerin Helga Schubert einmal dargelegt, dass die Grausamkeiten des Nazi-Regimes nur möglich waren, weil viele, viele Menschen den alltäglichen «kleinen» Terror mitgemacht haben. Aus Nachbarinnen wurden Denunziantinnen, oft aus ganz banalen Gründen, das genügte schon, den Rest haben andere besorgt. Die kleinen Streitigkeiten, Bosheiten und persönlichen Racheakte, die es in jedem Alltag gibt, brauchen bloss eine *ideologische Legitimierung* und die Erlaubnis, sich auszubreiten, das ergibt schon eine hochexplosive Mischung.

Sarajewos historische Toleranz

Für die *Bosnierinnen* kommt die ideologische Legitimierung einzig von der Seite Serbiens, und vom serbischen Traum und Anspruch auf ein gross-serbisches Reich. Die *serbische Aggression* ist demnach verantwortlich für das, was in den Kriegsjahren geschehen ist. Entlang diesem Erklärungsmuster verläuft die Grenze unseres Gesprächs.

Aladin Husi, ein junger Dozent an der islamischen Fakultät, referiert über das Konzept einer Identität Bosniens, und mir wird klar, wie stark dieses Konzept von der Vorstellung einer territorialen Kontinuität geprägt ist. Bosnien, das war ein bestimmtes Territorium, das über einen Zeitraum von etwa tausend Jahren unwidersprochen blieb. Die *Ethnie* hat in diesem Territorium lange keine Rolle gespielt, zunehmend aber die *Religion*, aus der sich dann, nach den nationalen Bewegungen des 19. Jahrhunderts, ein Konzept von Ethnie herauschälte, in dem Religion und Zugehörigkeit zu einer Volksgruppe nahezu identisch wurden. Deswegen wurden im Bosnienkrieg von den Serben nicht nur Menschen getötet, sondern auch nahezu tausend Moscheen zerstört.

Für Sabira Husedzinovi, Kuratorin im Kulturministerium, ist deshalb ein historisch getreuer (Wieder-)Aufbau dieser *Moscheen* dringend, sind sie doch *Symbol für das Überleben* des bosnischen Volkes selbst. «Wenn man zu einem Land gehört, gehört man auch zu einer Vergangenheit. Zu unserer Zukunft gehört, sich an diese Vergangenheit zu erinnern, und das heisst, die Moscheen so aufzubauen, wie sie waren.»

Worüber wir nicht reden: Dass es im konkreten Zusammenleben in *Bosnien-Herzegowina* eine *Durchmischung der Ethnien* gegeben hat, und zwar nicht erst in der Zeit Titos. Die oft beschworene historische Toleranz und religiöse Harmonie Sarajewos existierte schon lange vorher. Es gab hier eine *weltoffene muslimische Mehrheit*, die seit Jahrhunder-

ten mit jüdischen Gemeinden und mit christlichen Kirchen verschiedener Konfessionen zusammenlebte. Ihre Toleranz war so bekannt, dass spanische Jüdinnen und Juden nach der Vertreibung durch Ferdinand und Isabella nach Sarajewo ausgewandert sind.

Es gab und gibt im Staatsgebilde Bosnien-Herzegowina bosnische, orthodoxe Serben, katholische Kroatinnen, Juden – und gerade *keine Einheit von Religion, Ethnie und Territorium*.

Die störenden Ähnlichkeiten

Bei einem Besuch in der alten *jüdischen Synagoge* bekommen wir eine bemerkenswerte spirituelle Einsicht geschenkt. Ein alter Herr führt uns, sehr charmant, und erzählt mit leiser Ironie vom Leben der jüdischen Gemeinde in dieser Stadt. Ganz nebenbei wechselt er die Sprachen wie die Hemden, redet englisch, deutsch, spanisch, macht Witze und lacht selbst unbändig.

Dann, zwischendurch, befragt nach der Geschichte dieser Gemeinde, sagt er, mit einem Mal ernst geworden: «Was mit einem Volk passiert, ist nicht das, was die anderen ihm antun. Für uns ist es unser Schicksal.» Etwas von *der prophetischen Tradition* blitzt auf. Eine Einsicht, dass wir nicht bloss Opfer sind, sondern auch als Opfer auf eine bestimmte Weise in das Unrecht verwickelt. Aber einen solchen Satz dürfen nur die Opfer sagen.

Zu einem Treffen in der *islamischen Fakultät* kommen etwa fünfundzwanzig Studentinnen, die islamische Theologie studieren. Sie alle tragen Kopftücher, bunt und oft sehr phantasievoll gebunden. Für muslimische Frauen herrscht aber weder Kopftuch- noch sonst eine Kleidervorschrift. Der Anteil der weiblichen Studierenden liegt schon fast bei 50%. (Ähnliche Zahlen werden wir später beim Besuch der islamischen Akademie für Erwachsenenbildung in Zenica ebenfalls hören, wo Katechetinnen und Katecheten studieren.)

Für die vielen theologisch gut ausgebildeten Frauen später auch *Arbeitsmöglichkeiten* zu finden, wird eine wichtige Herausforderung sein, bestätigt uns Reis *Mustafa Ceric*, der geistliche Führer der Muslime und Musliminnen in Bosnien-Herzegowina, der uns in die Fakultät zum Abendessen eingeladen hat.

In seiner Ansprache entwickelt der Reis eine *provozierende These*: Vielleicht, meint er, seien weniger die Differenzen und Unterschiede das Störende in der Begegnung mit den jeweils anderen, sondern die Ähnlichkeiten. Das Ähnliche am anderen ist es, was uns irritiert, wo Konkurrenz entsteht, Neid, Unverständnis. Die Ähnlichkeiten führen zu grösseren Missverständnissen, vor allem, weil sie uns verführen, das Ähnliche unter dem Aspekt des Gleichseins zu betrachten, nicht unter dem der Differenz. Das hätte besonders die Beziehungen zwischen den Religionen des Buches geprägt.

Über diese These reden wir noch lange, wir haben auch schon ähnliche Erfahrungen gemacht, dass uns das Ähnliche mehr irritiert als das ganz Verschiedene.

Zerstören ist schneller als Aufbauen

Mostar ist schön im Frühling. Alle warten darauf, dass die alte Brücke wieder aufgebaut wird, dann wird es auch wieder mehr Touristen geben. Die kleinen Gärtchen über dem Fluss quellen über von Grün und Gelb, und weil die Sonne so überzeugend scheint, bin ich versucht, die Augen zuzumachen vor der Tatsache, dass ganze Häuserzeilen immer noch in Schutt und Asche liegen, genauso wie vor drei Jahren. Das ist der Gedanke, der mich beherrscht, wenn ich mir schon frühmorgens die Ohren mit BBC-World News vollstopfe mit Neuigkeiten aus dem *Irak*: Das Zerstören ist ein unheimlich schneller, distanzierter Vorgang. Demgegenüber braucht das Aufbauen, das Wachsen und Geborenwer-

den Zeit. Jeden Tag haben wir diese Klage gehört: Wie schnell im Krieg alles zerstört wurde und wie lange es dauert, bis all das wieder aufgebaut wird, die Häuser und die Herzen der Menschen.

Die Frauenorganisation *Zene BiH* ist auch diesmal unsere Gastgeberin. Ihre Projekte laufen noch wie damals, allerdings schon mit immer geringer werdender internationaler Unterstützung. Das Zentrum für Arbeitsbeschaffung gibt es noch, die *Therapien zur Traumabewältigung* werden immer noch angeboten und sind so nötig wie zuvor. Neu dazugekommen ist ein *Frauenhaus*, in dem geschlagene Frauen mit ihren Kindern Unterschlupf und eine Palette von Beratungen finden. Die Akte häuslicher Gewalt haben in wenigen Jahren erschreckend zugenommen, immer mehr Frauen werden Opfer von Gewaltverbrechen von seiten ihrer Partner. Die Leiterinnen des Frauenhauses führen dies auch auf die schwierige wirtschaftliche Lage zurück, unter der viele Männer leiden, und auf die Brutalisierung und Traumatisierung der Männer durch den Krieg. «Die Frauen haben den Krieg besser überstanden als die Männer, weil sie nicht getötet haben.»

Nach aussen macht alles den Eindruck wie ehemals. Trotzdem hat sich etwas geändert. Vor drei Jahren habe ich noch so etwas wie Aufbruch gespürt und Hoffnung, nun werde ich den Eindruck nicht los, dass die *Frauen desillusionierter* sind. Das volle *Ausmass der Schäden*, die der Krieg hinterlassen hat, vor allem auch der psychischen, ist erst so nach und nach sichtbar geworden. «Ich möchte mich an Mostar erinnern, wie es früher einmal war – eine multikulturelle Stadt» sagt die Schriftstellerin *Vera Miletic*. «Ich möchte mich an das Positive erinnern, aber es ist auch notwendig, das Unrecht nicht zu vergessen. Sich schon an die ersten Anzeichen zu erinnern. Am 4. Juli 1992 hat man hier an die tausend Frauen und Kinder in Busse verfrachtet und nach Mazedonien aus-

gewiesen. Das war vielleicht der erste Fall von ethnischer Säuberung. Ich war dabei, und auch wie im Oktober desselben Jahres 217 Frauen und Kinder auf abenteuerlichen Umwegen über Bulgarien und Ungarn wieder zurückgekehrt sind. Hier ist unsere Heimat. Die Opfer zu vergessen heisst, die Resultate der Aggression nach und nach zu legalisieren. Unsere Aufgabe ist es, die Erinnerung an unsere eigene Geschichte wachzuhalten. Dayton war ein Schreibtischgedanke, wo die Idee einer Nation wichtiger war, als die lebendige Geschichte der Menschen.»

Immer wieder begegnet uns das Bedürfnis, sich zu erinnern. «Das Beste, was wir tun können, ist die Wahrheit zu erzählen und so wenigstens unsere Würde zurückzugewinnen», meint *Azra Hasanbegovic*, die Präsidentin von *Zene BiH*. Für sie war der Krieg eine *faschistisch-nationalistische Machtprobe*, mit Religion hatte er nichts zu tun. Und der Krieg geht weiter, bloss ohne Waffen.

Dem gegenüber gilt es, wieder eine *Kultur des Zusammenlebens* aufzubauen, und weiterhin die Beziehungen offen zu halten. «Wir schaffen einen dritten Ort, wo der Dialog möglich wird.»

Auf unsere Frage, wie sich *Religion* hat *instrumentalisieren* lassen, bekommen wir keine Antwort. Diese Frage ist für die Muslimas eine Frage an die anderen, die Christen. Eine Bemerkung des Reis fällt mir wieder ein, wonach die Muslime in Bosnien bis heute auf eine Erklärung der *serbisch-orthodoxen Kirche* warten, dass die im Krieg von Serben verübten Gräueltaten nicht im Einklang mit der Lehre der christlichen Kirche stehen.

Zum Mittag essen wir in einem Restaurant in der Altstadt, das von einem jungen Paar bewirtschaftet wird, das den Krieg über in Kanada war und nun zurückgekehrt ist. Aus ihrem ziemlich unbefangenen Optimismus spürt man, dass sie sich das Trauma des Kriegs erspart haben. Die Bosnierinnen nehmen das mit

einer Portion Ressentiment entgegen – wer hiergeblieben und wer weggegangen ist und wohin, spielt eine Rolle in unseren Gesprächen. Auch wer zurückkommt, und vielleicht jemand anderen vorfindet in der ehemaligen Wohnung! An den *Realitäten des Alltags* misst sich das gute oder das konfliktgeladene Zusammenleben.

Dialog im Alltag

Die Klage darüber, dass das *internationale Interesse* am Wiederaufbau Bosnien-Herzegowinas *abgenommen* hat, hören wir auch von der grossen Frauenorganisation *Medica* in Zenica. Jetzt stünden andere Länder auf der Agenda der Geberorganisationen. *Medica*, das gleich nach dem Krieg mit viel Elan aufgebaut wurde und eine medizinische und psychische Grundversorgung für breite Schichten von Frauen bereitstellte, steht heute auf Messers Schneide, berichtet die Leiterin *Marjana Sendjak*.

Das signalisiert ein grundlegendes Problem des Wiederaufbaus und des *Nation-Building* nach dem Vertrag von Dayton. Unter der Führung der US-Amerikaner wurde dieser Aufbau vor allem nach zivilgesellschaftlichem Muster organisiert. (Die Ursachen der Probleme, die sich dabei ergaben, hat *Gret Haller* in ihrem faszinierenden Buch «Die Grenzen der Solidarität» analysiert.)

In Bosnien-Herzegowina gaben sich die grossen und kleinen *Geberorganisationen*, die staatlichen und die NGOs, die Türklinke in die Hand. Jeder konnte mitmachen, mit dem Resultat, dass sich etwa 1500 Organisationen im Land tummeln, die ihre Projekte beginnen und terminieren; dass vieles, was eigentlich in die Verantwortung des Staates fällt, privat organisiert worden ist, und dass sich so etwas wie eine *Klientelwirtschaft* entwickelt hat. Wer in einem Projekt arbeitet, ist zunächst einmal den Geldgebern gegenüber loyal.

Medica Zenica ist auf *ausländisches Geld* angewiesen, um seine 60 Frauen

starke Belegschaft von Ärztinnen, Psychotherapeutinnen, Lehrerinnen und Hauswirtschaftspersonal für die Frauenhäuser, das Schulungszentrum etc. zu erhalten.

In dieser Situation von Unsicherheit und Stress kommt unsere Gruppe irgendwie ungelegen. Die Frage nach Religion und Identität scheint hier gar keine Rolle zu spielen. Hier arbeiten serbisch-orthodoxe, kroatisch-katholische und bosnisch-muslimische Frauen zusammen, aber auch solche, die sich überhaupt nicht religiös definieren. Sie sind *alle Bürgerinnen von Bosnien-Herzegowina*. Ihre Sorgen drehen sich um Geld, ums Überleben, um die Schule der Kinder, die Wohnungssituation, auch hier um die wachsende häusliche Gewalt. Immer wieder um die Erfahrungen, die sie in der Traumatherapie machen, wo Frauen kommen, die so traumatisiert sind, dass sie die Sprache verloren haben, und es lange dauert, bis sie sprechen können von sich selbst.

An diesem «*Dritten Ort*» der Sorge um die Menschen und um das Leben treffen sich die Frauen. Ihr Dialog ist ziemlich praktisch. Vielleicht war das auch früher so, in jenen oft beschworenen Zeiten der guten Nachbarschaft. Ein Ziel des *EPIL-Projekts* ist es, solche Erfahrungen *nachbarschaftlicher Praxis* zwischen Frauen wieder zu entdecken und für den «Dialog im Alltag» fruchtbar zu machen.

An unserem letzten Tag in Zenica gibt es eine Pressekonferenz, für die wir mit allen *EPIL-Frauen* eine Erklärung vorbereitet haben, in deren Zentrum ein entschiedenes Statement *gegen den Krieg im IRAK*, überhaupt gegen jeden Krieg steht. «In Bosnien-Herzegowina haben wir gelernt, wie schnell ein Krieg zerstört und wie lange es dauert, bis das Zerstörte wieder aufgebaut ist und die Wunden der Menschen geheilt sind», heisst der Satz, der überall zitiert wurde. Den soll ich ja wohl nach Hause mitnehmen und weitersagen! ●